

Annita Reim

### **Heimat ist kein Ort**

*Eine Auseinandersetzung einer in Deutschland lebenden Deutsch-Spanierin mit dem Herkunftsort ihrer spanischen Mutter*

Als ich Tia Marias kleinen Körper durch die Scheibe im Leichenschauhaus gekleidet im adretten Straßenkostüm und Markenschuhen nicht zugedeckt in ihrem Sarg liegen sehe, kommt mir schlagartig eine jahrzehnte zurückliegende Szene in Erinnerung.

Tia (Tante) Maria hatte einen gutgehenden Fleisch- und Wurststand im großen Markt von Valencia. Als junges Mädchen reiste ich in einem Sommer alleine nach Spanien und kam überraschend an ihren Stand. Tia Maria trohnte über Bergen von Fleisch und Wurst und dirigierte mit lauter Stimme, Scherzen und Frechheiten die beeindruckend große Menge ihrer Kundschaft. Plötzlich erblickt sie mich in der Menge. Sofort legt sie das aus der Hand, was sie gerade hält, klatscht in die Hände, stürmt hinter ihrem Stand hervor, steht klein, mir gerade bis zum Kinn reichend vor mir, schaut mich begeistert von oben bis unten an und fällt mir lachend um den Hals.

Meine Mutter stammt aus einem kleinen Städtchen westlich von Valencia. Nach dem 2. Weltkrieg kam sie mit meinem deutschen Vater nach Deutschland und lebt nun seit Jahrzehnten in ihrer zweiten Heimat. Ich lernte ihren Geburtsort erst kennen, als ich schon acht Jahre alt war. Bis dahin hatte ich die durch Sehnsucht verklärten Erzählungen darüber gehört. Ich kann mich noch gut an die bittere Enttäuschung erinnern, als ich nach einer Fahrt auf der staubigen Landstraße den Ort zum ersten Mal betrat. Zu sehr unterschied sich die Wirklichkeit von dem Bilderbuchspanien, das sich in meiner Vorstellung gebildet hatte. Der entsprach der etwas schäbige, wie damals ganz Spanien, ärmliche Ort überhaupt nicht. Doch die Liebenswürdigkeit, Fröhlichkeit und Herzlichkeit der Bewohner, die eigentlich alle mit mir verwandt zu sein schienen, ließ mich die Enttäuschung in kürzester Zeit vergessen. Und Tia Maria, die einen florierenden Handel mit den Wurstwaren des Dorfes in der nahen Großstadt betrieb, war eine von ihnen. Wenn sie im Dorf war, konnte ich in ihr Haus gehen, wann es mir beliebte. Die großen Tore der Häuser waren immer offen. Wenn ich durch den großen Vorhang in den dunklen Flur trat, deckte sie mich ein mit ihrer lauten Stimme, ihren Scherzen in atemberaubendem Sprechtempo, ihrem Lachen und den Würsten.

Ich bin nicht wegen ihrer Beerdigung hierher gereist, sondern um eine Cousine zu besuchen, der es gesundheitlich nicht gut geht. Denn eigentlich halte ich mich in Madrid bei meiner dort lebenden Schwester auf. Am Abend meiner Ankunft erfahre ich, dass Tia Maria mit

zweiundneunzig Jahren nach kurzem Krankenhausaufenthalt gestorben ist. Auf einer Schiefertafel am Rathaus, die für die Ankündigung von Todesfällen vorgesehen ist, steht mit Kreide ihr Name geschrieben und der Zeitpunkt der Beerdigung. Zur Erläuterung steht darunter noch: Mutter von Baker. „Baker“ ist der Spitzname ihres ältesten Sohnes, der als junger Mann berüchtigt war für seine Grobheit, seine derben Scherze und sein aufbrausendes Wesen. Deshalb gab man ihm den verwegenen Spitznamen „Baker“, der so ungemein amerikanisch klingt. B-a-k-e-r ausgesprochen wohl gemerkt. Die englische Aussprache war noch nicht bis hierher vorgedrungen, auch Marilyn Monroe wurde so ausgesprochen, wie es auf dem Kinoplakat stand.

„Baker“ steht in der Menschenmenge, die sich vor dem Leichenschauhaus versammelt hat. Es ist inzwischen auch schon ein älterer Herr und entsprechend gesetzt. Ich habe kurz vorher mit meiner Mutter in Deutschland telefoniert und ihr gesagt, dass Maria gestorben sei. Meine Mutter ist weniger traurig als erfreut darüber, dass ich zur Beerdigung anwesend bin. Tia Maria hätte mich so gern gehabt, wo immer sie jetzt sei, würde sie glücklich darüber sein, mich im Kreis der Abschiednehmenden zu wissen. Ich trete an „Baker“ heran. Er runzelt die Stirn, erkennt mich nicht gleich, ist dann bass erstaunt und umarmt mich begeistert. Es macht sofort die Runde, dass die Tochter von Nieves aus Deutschland gekommen sei. Ich begrüße auch den jüngeren Sohn, der das Geschäft der Eltern übernommen hat und ein wohlhabender Geschäftsmann geworden ist.

Im Haus vor dem Schaufenster der Aufgebarhten treffe ich den weinenden, gebrochen wirkenden mittleren Sohn. Dieser bekannte sich - Katastrophe! - als junger Mann zu seiner Homosexualität. Die Häme, mit der das im Ort bis heute kommentiert wird, ist das einzige, was mir an dem Ort wirklich missfällt. Für Tia Maria war es ein schwerer Schlag und sie schüttete meiner Mutter oft das Herz aus. Aber im Lauf der Jahre gewöhnte sie sich daran und in weiten Kreisen änderte sich auch die Akzeptanz von Homosexualität, wenn auch nicht unbedingt in der Provinz. Tia Maria jedenfalls lebte oft wochenlang bei ihrem Sohn in Barcelona inmitten der ‚Gay‘-Szene und es ging ihr blendend, sie wurde verwöhnt, umsorgt und umschmeichelt.

Nach einiger Zeit setzt sich der Leichenzug in Richtung Friedhof in Bewegung. Es ist ein langer Zug. Tia Maria hatte ein langes Leben gelebt, jeder kannte sie, es ist eine große Familie und viele wollen sie begleiten. Der Dorfpolizist regelt den Verkehr. Ich gehe nach einigen Jahren das erste Mal wieder durch die Straßen des Städtchens und kann es nicht fassen, wie vertraut sie mir sind.

Wenn ich die Zeit zusammenzähle, die ich dort war, so wird es kaum mehr als ein Jahr sein. Trotzdem habe ich das Gefühl, dahin zu gehören. Auch wenn ich niemals dort leben wollte. Heimat ist kein Ort. Heimisch fühlen und Vertrautheit, das waren die feuchten Küsse der alten Tanten, vor denen einen etwas grauste, das sind die Hochzeitsbilder, das Kennenlernen der zukünftigen Ehemänner, das sind die heranwachsenden Kinder der Cousinen und Cousins, die man erst am Spätnachmittag zu Gesicht bekommt, das sind die strampelnden Babys, die einem strahlend und stolz gezeigt werden.